



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Katholische Belletristik und Publizistik. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Katholische Belletristik und Publizistik

2



In den kritischen Artikeln der sieben Hefte Hochland (aus den Jahrgängen 1903, 1904 und 1905), die ich durchgelesen habe, wird natürlich die Frage nach der Stellung der Konfession zur Literatur oft erörtert. Eduard von Hartmann hatte im „Tag“ geschrieben: „Die katholische Literatur, Presse und Vereinstätigkeit sucht die Kluft zwischen dem protestantischen und dem katholischen Kulturkreise in Deutschland immer schroffer zu machen und ihre Gefolgschaft von allem, was deutsch ist, luftdicht abzuschließen.“ Darauf hatte ein Katholik, Dr. Hengesbach, in derselben Zeitung u. a. geantwortet:

Es mag Schriftsteller wie Verleger geben, die aus konfessioneller Einseitigkeit ihren geschäftlichen Vorteil ziehen; aber mit der deutschen Literatur hat ihr Schaffen außer dem Papier nur noch die Druckerschwärze gemeinsam. Nicht Eigennuß, aber Kritiklosigkeit liegt dem Bestreben zugrunde, einen wirklichen Dichter, je nach seinem Bekenntnisse, als ausschließlich zu der einen oder andern Seite gehörig hinzustellen, ihn demgemäß über alle Vergleiche hinweg zu preisen oder mit beflissener Gleichgültigkeit zu ignorieren. Es ist gewiß Unrecht, wenn Katholiken Friedrich Wilhelm Weber, den Sängere des siegreichen Christentums der Franzosenzeit, den vorurteilslosen und unvergleichlichen Übersetzer protestantischer Ausländer, als Parteidichter sozusagen für sich in Beschlag nehmen; größeres Unrecht noch ist es, wenn ein zünftiger Literaturhistoriker (Kirchner) diesen Mann und seine Werke von der „deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ ausschließt. Von den schlechthin nationalen Dichtern, von den zu allgemeiner Schätzung gelangten Klassikern und den einstweilen noch angefochtenen Klassikern der Zukunft möchte ich hier absehen. Für das schöne Friedenswerk, die durch die Reformation getrennten Brüder geistig wieder zu vereinen, kommen zunächst jene literaturfähigen Dichter-Denker in Betracht, die, in stetem Zusammenhang mit der deutschen Kultur, die eigentümlichen Vorzüge ihrer Heimat Erde am getreuesten widerspiegeln. Mögen sie im evangelischen oder im katholischen Volkstum wurzeln, möge der eine oder der andre Zug in ihren Werken ihr eignes Bekenntnis verraten, so sollte doch niemand bei ihnen Tendenzen suchen, die diesen Heimatkünstlern, wie allen echten Künstlern, fremd sind. Dem Holzsteiner Storm gebührt nicht bloß am evangelischen Herde ein Platz, sondern überall, wo man deutsche Art und Sprache schätzt, und umgekehrt sollte man dem badischen Hansjakob nirgendwo deswegen die Tür verschließen, weil er katholischer Pfarrer ist. Ich halte es nicht für berechtigt, bei den Katholiken in dieser Beziehung größere Befangenheit und stärkere Vorurteile vorauszusetzen als bei ihren andersgläubigen Mitbürgern; die Wärme, mit der man Fritz Reuters Darbietungen in Westfalen wie am Rhein und sogar über die niederdeutsche Grenze im Süden hinaus aufgenommen hat, widerspricht dieser Annahme.

Hochland bemerkt dazu: „Wir wollen uns hier nicht in eine Erörterung einlassen, ob Storms Werke tatsächlich wahllos Familienlektüre sein können für groß und klein. Das ist eine Frage für sich. Was uns an den obigen Ausführungen freut, das ist der Wunsch, in dem wir uns mit dem Autor begegnen: daß doch in literarischer Kritik mit der Unterscheidung nach der Konfession nicht Mißbrauch getrieben werde — von keiner Seite. In der literarischen Kritik haben in erster Linie literarische Gesichtspunkte zu gelten. . . . Wir glauben versprechen zu können, daß man im Hochland nur sachliche Kritiken finden wird. Selbstverständlich zögern wir aber auch keinen Augenblick, unsern christlichen und konfessionellen Standpunkt zu betonen, wenn es die Sache selbst fordert.“ In der Rubrik „Offene Briefe“ wird ein ähnliches Versprechen einer andern neuen katholischen Zeitschrift, der bei Herder in Freiburg erscheinenden Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland, angeführt: „Wir betonen hier mit Nachdruck die Bedürfnisse der katholischen Seite; wir wollen aber damit nicht sagen, daß das neue Organ Katholizismus treiben soll; dann würde es seinem Zweck widersprechen. Jeder, der für wissenschaftliche, künstlerische, literarische Dinge durch Erziehung und Neigung ein Herz hat, soll in ihm seine Rechnung finden, gleichgiltig, welchem Bekenntnis er angehört, wenn er nur soviel Freimut und offenen Sinn besitzt, daß er auch einmal ein katholisches Wort verträgt.“ Gelegentlich der Erörterung des Planes, eine allgemeine Kunstzeitschrift auf christlicher Grundlage herauszugeben, wird in einem offenen Briefe die in katholischen Kreisen und besonders in katholischen Zeitschriften herrschende Engherzigkeit als ein schwer zu überwindendes Hindernis beklagt. So ereifere man sich gegen die Landschaften Böcklins und Segantinis, indem man sie für pantheistisch erkläre. „Gibt es einen größern Unsinn?“ Eine Kunstzeitschrift sei ohne Bilder nicht denkbar, und wie sei es möglich, sie zu illustrieren, wenn als Richtschnur die Behauptung der Historisch-politischen Blätter gelten solle: dem Nackten könne weder im Leben noch in der Kunst die stoffliche Wirkung des Sinnenreizes genommen werden, und daß zu den Objekten, die den Gedanken und Vorstellungen den Charakter der Sünde aufprägen, der nackte menschliche Leib gehöre? „Ist es nicht schon ungeheuerlich, daß es selbst einem so groß denkenden und unbefangnen Geiste wie dem bekannten Kunsthistoriker Dr. P. Albert Ruhn O. S. B. nicht möglich war, eine Illustrierung seiner monumentalen Kunstgeschichte durchzusetzen, ohne einer geradezu geistlosen Prüderie Zugeständnisse zu machen? Und nun glauben Sie, verehrter Herr, was in einer Kunstgeschichte, die bei ihrem Preise von mehr als 100 Mark gewiß nicht für Buben und Mädchen bestimmt ist, aus geschäftlichen Rücksichten nicht gewagt wurde, das werde bei einer Kunstzeitschrift möglich sein?“ In einer Besprechung von neuen Klassikerausgaben wird die Cottasche Säkularausgabe von Schillers Werken sehr gelobt und dann bemerkt:

Die ab und zu erheiternden Kontroversen über die „Selbstvergiftung“ der deutschen Klassiker*) sind ja wohl noch in guter Erinnerung. Es ist kein Zweifel, daß die Rufer im Streit auch uns ob dieses Berichts über Klassikerausgaben von dem gleichen selbstmörderischen Wahn ergriffen wähnen. Zu ihrer Beruhigung hier unsere Ansicht über diese Sache. Bei der Empfehlung einiger Ausgaben hatten wir vor allem solche Preise oder vielmehr Stände im Auge, auf deren Bücherbrettern man im Hinblick auf die zu erfüllenden Berufspflichten die Werke unsrer Dichterdioskuren zu finden erwartet. Das sind, von Fachgelehrten abgesehen, die Geislichen, Lehrer, Künstler, Schriftsteller, Redakteure sowie die akademisch Gebildeten überhaupt. Ja, ich möchte sagen, daß es für diese noch kein Luxus wäre, wenn sie sich zur Anschaffung einer vollständigen Ausgabe herbeiließen. In den meisten Fällen wird aber eine Ausgabe, die sich auf die dichterischen Werke und die nichtwissenschaftlichen Originalprosa-schriften beschränkt, genügen, also etwa von der Heinemannschen Ausgabe des Bibliographischen Instituts die erste Abteilung (Band 1 bis 15). Für die Familienbibliothek eines gebildeten Hauses dürfte dieser Teil vollständig ausreichen. Bei diesem Rat gehe ich von der Ansicht aus, daß man Bücher kaufe, nicht um bloß auf dem Bücherbrett damit zu prunken, sondern um sie zu lesen. Wer aber, den nicht ganz besondere Interessen leiten, wird heute noch Goethes Farbenlehre oder Schillers Dreißigjährigen Krieg lesen? Viel wichtiger noch als dieser Rat dünkt mir die Mahnung, von den Klassikern lieber einen kleinen Teil gut als vieles flüchtig und das Ganze schlecht zu lesen. Wer in den Geist dessen, was allgemein als das Beste anerkannt wird, eindringt, der ist auch gefeit gegen das „Gift“, das den oberflächlichen Nascher unter Umständen tötet. . . . Die Bekämpfer der „Selbstvergiftung“ werden natürlich auch mit dieser Beschränkung noch nicht einverstanden sein. Denn die Familienbibliothek ist ihnen so etwas wie ein geistiger Brotschrank für alle Familienglieder vom Pater familias bis zum schulpflichtigen Jüngsten hinunter. Und was in keinem geordneten Haushalt beim wirklichen Brotschrank üblich ist, daß er für die ganze Familie offen stehe, das gilt ihnen bei dem geistigen als selbstverständlich. Da ist es denn klar, daß man neugierige Backfische und grüne Jungen nur dann vor den Römischen Elegien bewahren kann, wenn man alle Ausgaben mit dem Banne belegt, die nicht ad usum Delphini gereinigt sind. . . . Die große Masse wird nie in den Geist großer Dichter und Denker tiefer einzudringen vermögen. Wohl aber wird sich der Einzelne, dem es um seine geistige Ausbildung ernst ist, schon verhältnismäßig früh vor die Alternative gestellt sehen, die Bischof Spalding in den herrlichen Worten zeichnet: Man muß, das ist klar, entweder sich von der Literatur ganz und gar abwenden oder sich damit zufrieden geben, sie für das zu nehmen, was sie ist: der im Schrifttum niedergelegte Ausdruck des Menschenlebens, das eine Mischung von Wahrheit und Irrtum, von gut und böse ist. Wir müssen uns entschließen, in Unwissenheit zu bleiben über das Beste, was der Erkenntnis zugänglich ist, oder wir müssen es suchen, wo es liegt, inmitten von vielem, was trivial oder falsch ist. Wie sich der Pfad, der in einem tugendhaften und edeln Charakter endet, durch allerlei Prüfungen und Versuchungen windet, so muß der, der einen kultivierten Geist haben will, viele und mancherlei Autoren lesen und sich nur

*) Der Kaplan Heinrich Falkenberg zu Mehlem am Rhein hatte eine Broschüre herausgegeben unter dem Titel: „Katholische Selbstvergiftung. Ein Beitrag zu der Frage: was soll der gebildete Katholik lesen?“ Im ersten Teil der Broschüre, schreibt ein Rezensent im Februarheft 1904 der Literarischen Warte, „wird gezeigt, was für verwerfliche Autoren, zumal in katholischen Weihnachtsanzeigen, empfohlen werden. Mitleidlos schlächtet Elias-Falkenberg die 450 Baalspfaffen der deutschen Literatur von Lessing bis Fresenius.“

einen sehr kleinen Teil von dem, was er liebt, aneignen, gerade so wie der Leib nur die feinere Essenz der Nahrung, die er aufnimmt, sich einverleibt.

Nach diesen Grundsätzen werden nun die einzelnen Schrift- und Kunstwerke beurteilt. So wird an Monna Vanna die historische Unmöglichkeit des Vorgangs und die „pikant-unreinliche Raffiniertheit des Problems“ hervorgehoben. Man könnte solche Erzeugnisse pathologisch behandeln, aber die Literaturpathographie, die Möbius in die Mode gebracht hat, wird als eine Verirrung verworfen. Nicht bloß werde dadurch das wahre Verständnis nicht gefördert, sondern ernstlich gefährdet. „Die Methode, mit der heute schon mancher Banause Erscheinungen, die seinen Horizont überragen, bewältigt, das »Ach was, verrücktes Zeug!«, bekäme so eine Art von wissenschaftlicher Berechtigung, und diese »Wissenschaft« würde nicht mehr der Erkenntnis, sondern der Verkennung dienen. In diesem Endeffekt würden schließlich die pathographischen Klatschgeschichten nicht viel anders wirken wie die pornographischen. Und darum dürfen sie hier zusammengenannt werden, so wenig wir ihre Autoren im übrigen auf eine Stufe stellen wollen. Eines aber gilt für beide auch von unsrer Seite: Hand weg!“ Ein Wiener Priesterdrama (Liebesünden von Joseph Werkmann, wie sich der Verfasser, ein Tischlermeister Medelsky, nennt) wird als ästhetisch ziemlich wertlos bezeichnet. Doch, heißt es in der Rezension unter anderm, mache sich die Tendenz, den Priester dem Gelächter der Zuschauer preiszugeben, nicht so fühlbar wie in Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld. Der geistliche Gegenspieler des Sünders erwecke Sympathie. Solchen Stücken gegenüber sei die Aufgabe der katholischen Presse nicht eben leicht. Man habe dem nicht bedeutenden, wenn auch talentvollen Stücke Werkmanns eine ausführliche Betrachtung gewidmet, um zum Schluß daran zu erinnern, daß die lobenden Kritiker für sich allein kaum imstande gewesen sein würden, dem Stücke die Aufmerksamkeit des Publikums zuzuwenden, wenn nicht der entrüstete Tadel katholischer Blätter dafür Reklame gemacht hätte. Totschweigen sei freilich bei so lauten Erscheinungen, wie das Theater eine ist, auch nicht das richtige Mittel. „Da heißt es, mit feinern Waffen kämpfen. Man bespreche das Stück ruhig und kühl und suche es da zu treffen, wo es tödlich ist. Diese Stelle in unserm Drama glaube ich gezeigt zu haben. Wem es nun trotzdem Vergnügen macht, sich das Stück anzusehen, nun, dem kann man nicht wehren. Aber ich glaube, ihrer viele dürftens kaum sein. Denn im selben Maße, wie heftiger Lärm gegen eine Sache als ungewollte Reklame dafür wirkt, ebenso wirkt eine ruhige, aber ihre Streiche sicher und geräuschlos führende Kritik erkältend.“ Eine sehr schöne Studie von Englert stellt „Goethes Faust im Lichte des Christentums“ dar. Parzival würde eine vollkommnere Verkörperung der dem Drama zugrunde liegenden Idee gewesen sein, aber für Goethe wäre diese Gestalt „zu wundergläubig-mystisch, zu mittelalterlich-katholisch“ gewesen. „Anderes stand um ihn und um die Faustgestalt, besonders in deren nachmittelalterlicher Ent-

wicklung. Hier fand der Mensch Goethe das konkrete kirchliche Christentum als etwas von Faust beiseite Geschobenes vor; ihm zeigte sich ein sympathisches Gesicht, das der Welt, dem irdischen Leben zugekehrt ist; und wie reich wurde doch der Dichter Goethe durch das schier unerschöpfliche, von Jahrhunderten gemehrte Erbe des eigentlichen Faust mit seiner voll dramatischen, auch tragischen Lebenspoesie. Indem Goethe den Faust dichtete, wurde er mit einem Schlage nicht nur der Erbe der deutschen Vergangenheit, sondern auch der Anwärter der deutschen Zukunft. Denn die Faustsage wird von der Seelengeschichte der Deutschen bis auf den heutigen Tag noch in Fluß erhalten. . . . Das neunzehnte Jahrhundert hat sich auch fortwährend mit Faust beschäftigt; die Faustliteratur zählt 2714 Nummern. So ist der Faust zum anerkannten Höhepunkt der neuern deutschen Nationalliteratur geworden, zum Grundtypus der modernen Poesie. Er ist zweifellos die Tragödie des modernen deutschen Menschen.“ Vom Parzival sagt der Verfasser: „Wir erachten, es gibt kein andres Lebensgedicht, das so präzise das Gedicht des wirklichen Zeitlebens ist.“ Richard Wagner habe den Helden gefälscht, verdorben. „Das Fremde, wovor Goethe immerfort die Deutschen warnt — freilich, ohne sich selbst in alleweg davor zu hüten —, schlich sich in die so urchristliche wie urdeutsche Herrlichkeit ein, das Fremde in besonders giftiger Potenz: der Pessimismus in fast buddhistischer Abartung.“ Wagners Charakter wird übrigens von einem andern Mitarbeiter mit Berufung auf die 1904 in fünfter Auflage erschienenen Tagebuchblätter und Briefe gegen übertriebene Anschuldigungen in Schutz genommen: Wagner sei nicht der egoistische, ruhm- und genußsüchtige Mensch gewesen, als der er oft geschildert werde. Else Hassé führt in einer geistreichen Abhandlung die heutige Nervosität auf das vorwiegende Verstandesleben, die „Bewußtseinshelligkeit“ zurück. „Durch die Gewohnheit des Objektivierens wird die Kraft des Empfindens geschwächt und die Sphäre des Unbewußten unterwühlt; die Instinkte verflüchtigen sich, alles wird schwankend und unsicher, Widersprüche bilden sich aus zwischen den verschiedenen Seiten unsers Wesens, und wir verfallen der Pein der Zerrissenheit. Denn immer ist der bewußte Mensch in eine ängstlich oder gewissenhaft, argwöhnisch oder eitel zuschauende und in eine fühlende und handelnde Person zerspalten. . . . Dem Grade unsrer innern Zerkleinerung pflegt unsre Fähigkeit zur Kritik zu entsprechen. Wir sind heute, viel mehr als mit dem Leben selbst, mit Kritik über das Leben beschäftigt. . . . Über dem Kritizieren verlernt der Mensch auch das Lieben.“ Die als glänzende Biographin bekannte Lady Blennerhasset behandelt „Religiöse Probleme und moderne Romane“. Der Versuch, das christliche Bewußtsein dem Zeitgeschmack anzubequemen und aus dem noch geretteten Rest von verloren gegangnen Überzeugungen gangbare Münze für die Tagesliteratur zu prägen, sei recht eigentlich das Werk der Franzosen. Chateaubriand habe den Typ René geschaffen, der in der Kunst fortlebe, und habe der in diesem Typ verkörperten Romantik „das subtilere Gift moralischer Korruption in das Blut geträufelt“. Eine sorgfältige Analyse von Bourget's

Roman *Un Divorce* (der gar kein Roman sei, sondern eine Reihe von Plaidoyers gegen die Abschaffung der kirchlichen Ehegesetzgebung) schließt mit dem Urteil: er „ist ein Produkt des rasonierenden Verstandes, dessen Logik nicht einwandfrei ist, und dessen Schlussfolgerungen uns kalt lassen wie alle Polemik“. In einem Theaterartikel finden wir eine hübsche Bemerkung über den Naturalismus. Das Söhnlein des Referenten hat nach einem Monolog geäußert: „Wie dumm, der spricht, und es ist doch niemand im Zimmer.“ Einen Augenblick habe er daran gedacht, den Knaben zu belehren, diesen Gedanken aber sogleich wieder aufgegeben, weil die Mühe umsonst gewesen sein würde. Warum? „Nun einmal, weil das Kind die Kunst noch nicht in ihrem höchsten Sinn, als symbolische Sprache des menschlichen Geistes, zu fassen vermag, dann aber positiv, weil Kinder unbewußte Naturalisten sind. Ein Kind wird einer schönen Geschichte immer eine wirkliche vorziehen. Ist es aber richtig, daß Kinder unbewußte Naturalisten sind, so folgt daraus, daß bewußter Naturalismus innerhalb ernster Kunst eine Kinderei ist.“ Über die sehr naturalistische *Rose Berndt* von Gerhart Hauptmann urteilt derselbe Rezensent: „In dem Stück wie in der Brust des Dichters sind innere und äußere Roheit zusammengemischt mit süßlicher Sentimentalität, die den naiven Beschauer, der sich den mit raffiniertem Geschick und unlegbarer Beobachtungskunst vorgeführten Lebensstatsachen hingibt, in einem bunten Gewirr widerstreitender Gefühle hin und her wirft, aber nur nicht zu solchen erhebt, die mit den Wirkungen echter Dichtkunst etwas gemein haben.“ Förn Uhl gibt Anlaß zu einer Polemik gegen den Jesuiten Gietmann. Dieser hatte geschrieben: „Werden Hiltys »Glück« und Frenssens Förn Uhl nicht auch deshalb von Katholiken so viel gelesen, weil man unklugerweise die Kunst in diesen Werken gepriesen hat? [Was hat, fragt der Hochlandrezensent, der Begriff Kunst mit einem populär-philosophischen Buche wie »Glück« zu tun?] Ja, unklug auch hinsichtlich des ästhetischen Wertes. Doch davon spreche ich hier nicht. Die allgemeine Mahnung, der Leser müsse darauf gefaßt sein, einer Weltanschauung zu begegnen, die nicht die seinige ist, hat nur Sinn, wenn alle Leser so gescheit und so prinzipienfest sind wie der Kritiker.“ Das seien sie nun aber einmal nicht. Daraus folge: „Bei den genannten Werken und vielen andern täten die katholischen Kritiker besser zu schweigen, wenn sie glauben, im andern Falle das Lob stark auftragen zu müssen. Es handelt sich ja nicht um einen erheblichen Ausfall für die geistige Bildung.“ Der Hochlandrezensent antwortet: „Schweigen, totschweigen! Das ist freilich eine sehr bequeme Art der Kritik. Wenn nur nicht auch die akatholischen Kritiker dieses Rezept bei katholischen Werken anwenden! Wie lange klagt man schon ohnehin mit gutem Grund über das geflüsterte Totschweigen katholischer Kunst- und Geistesarbeit auf der andern Seite, über die Geltung des Grundsatzes: *Catholica non leguntur!* Wenn wir von den Andersdenkenden für unsre tüchtigen Leistungen Beachtung verlangen, dann dürfen auch wir uns bei entsprechender Gelegenheit nicht in Schweigen hüllen, zumal da Tot-

schweigen einem Dichter und Künstler meistens weit mehr schadet als der schärfste Tadel. Und woher weiß P. Gietmann, daß solches Schweigen »keinen erheblichen Ausfall für die geistige Bildung« bedeute, sintemal er doch rät, just solche Werke totzuschweigen, die, wenn der Kritiker von ihnen spräche, für vieles einzelne wenigstens sein Lob stark herausfordern würden? Glaubt übrigens Gietmann wirklich, daß in einem Falle wie Förn Uhl das Schweigen der katholischen Kritiker viel helfen würde? Das katholische Lesepublikum lernt das Buch doch kennen und liest es — kritiklos. Gerade in solchen Fällen ist ein klares Urteil des katholischen Kritikers nötig; schweigt er da, so fragt man ihn in Zukunft überhaupt nicht mehr. Gietmann würde das vielleicht für gar kein Unglück halten, denn er meint, das Urteil darüber, ob ein Buch sittliche Gefahren berge, dürfe nicht ausschließlich dem Laien überlassen werden, da der Priester in erster Linie dazu berufen sei, dergleichen zu entscheiden. Also auch hier wieder die geringschätzbare Meinung vom Laienstande und selbst seinem gebildetsten Teile. Als ob moralisches Empfinden, soziales Verantwortlichkeitsgefühl, Urteilskraft in Beziehung auf die Zulässigkeit von Szenen, die ein Gietmann für ganz unsittlich erklärt, in Werken der Unterhaltung oder der Kunst lediglich eine scientia infusa des Theologen wären!“

Unter den kunstkritischen Aufsätzen ist der interessanteste (im Januarheft 1904): Bildende Künstler als Ästhetiker von Max Ettlinger. Es werden die Ansichten von Anselm Feuerbach, Böcklin, Stauffer, Adolf Hildebrand und Max Klinger mitgeteilt. In diesen und in andern Aufsätzen werden Böcklin, Segantini und Defregger mit Begeisterung gepriesen; Millets großes Verdienst wird anerkannt; Klinger gegenüber verhält man sich ablehnend.

Die literarische Warte (ebenfalls Monatschrift) erscheint bei der Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München*); ihr Leiter ist Anton Vohr. Es liegen mir die vollständigen Jahrgänge 1900 und 1901 vor und neun Hefte aus den Jahren 1904 und 1905. Den Jahrgang 1901 eröffnet eine sinnige geschichtsphilosophische Betrachtung, in der der Reformation mit den Worten gedacht wird: „Immer mehr bewußte und dreister werdende Unzufriedenheit wuchs heran, und es kam die Reformation. Die Menschen hatten ja kein so zartes religiöses Gewissen mehr, sie waren schlechte Diener der Kirche, die sie in weltliche Verwaltung gezogen hatte. [Der richtige Gedanke ist unklar und sprachlich schlecht ausgedrückt.] Und viele fielen ihr zu: Schlechte, die schlecht sein wollten, aber noch mehr, die nur Hilfe suchten, und viele, die Raum haben wollten für ihr geistiges Streben.“ Nachdem die Tatsache hervorgehoben worden ist, daß die moderne Wissenschaft und die Technik einerseits die Gebildeten der Religion entfremden, andererseits den Bauernstand auflösen, der sie am treuesten bewahrt, wird die Hoffnung auf eine Wendung mit dem Hinweis auf die vielen Einzelnen begründet, die, nicht befriedigt von diesem modernen Leben,

*) Anmerkung der Redaktion: Die Zeitschrift hat mit Ende 1906 aufgehört zu erscheinen.

zu Gott zurückverlangen, und dabei der Kunst und Literatur hohe Bedeutung zugesprochen. „Die einen streben vor allem nach Gutheit, die andern nach Erkenntnis; und da der Mensch ein niedergedrückter Sünder ist, sind jene mißtrauisch, und weil die Erkenntnis erhebt, diese vertrauend. Aber es bricht die Zeit von Generationen an, die jenes beides zuerst im Schönen zu erfassen suchen. Hier ist auch ein einendes Band; wer nicht gut ist, kann weder die Wahrheit erkennen noch das Schöne wahrnehmen im innersten Herzen, denn er kann nicht lieben, das heißt sich innerlich zu dem Höchsten erheben.“ Mit einem Ausruf an die Jugend, Gottes Sache, die ihre eigne Sache sei, in die Hand zu nehmen, schließt der Verfasser. Gerade das Schöne erklärt ein anderer Mitarbeiter, Dr. Popp, für einen unklaren Begriff, der in der Ästhetik große Verwirrung angerichtet habe. Wenn man forderte, daß alles Ästhetische schön sein solle, dann würde auch die reichhaltigste Bildergalerie wenig ästhetische Genüsse gewähren. Er schlägt vor, das, was Gegenstand der Kunst sein kann, das ästhetisch Wertvolle zu nennen. Es müsse doch zu denken geben, daß Albrecht Dürer einmal geschrieben habe: Was die Schönheit ist, das weiß ich nit. In Beziehung auf den Tendenzroman geben sich in der Zeitschrift verschiedene Ansichten kund. Die Allgemeine Zeitung hatte erklärt: „Wir sind ja glücklicherweise seit langem über die Zeiten hinaus, wo man vom Kunstwerk verlangte, daß es einen unmittelbaren Zweck erfülle. Wir wollen durch die Romane, Novellen, Gedichte, die wir lesen, nicht mehr gebessert werden“ und so fort. Nur die unkünstlerischen Naturen wollten aus dem Theater und aus der Lektüre einen moralischen oder sonstigen Nutzen mitnehmen. M. Herbert schreibt dagegen in seinem Aufsatz, Tolstoi als Moralist: „Darauf dürfen wir kühnlich erwidern, daß die Großen, Unsterblichen aller Zeiten nicht bloß große Künstler, sondern auch tiefe, rastlos in die Probleme ihrer Zeit und ihres Lebens eindringende Menschen, daß sie nicht bloß Künstler, sondern auch Philosophen, Moralisten und zum Teil Theologen gewesen sind. Wir greifen getrost auf die bekanntesten zurück: Homer, Dante, Shakespeare, Milton, Molière; sogar Goethe und Schiller waren Moralisten wider Willen.“ Lohr hatte die Frage in einer Broschüre behandelt. Leo Tepe, der Herausgeber eines andern katholischen Organs (Dichterstimmen), kritisiert sie und erklärt, er könne fast alle Sätze der Broschüre unterschreiben, nur nicht den: „Alle ausgesprochenen Tendenzgeschichten, auch die besten, taugen nicht viel und sind für die Nationalliteratur so gut wie verloren.“ Tepe meint, damit würde auch Goethes Faust gerichtet sein; ohne Tendenz habe weder die Kunst noch das Leben einen Inhalt; jedes Kunstwerk solle einem höhern Zweck dienen; freilich, in aufdringlich polemischer Weise dürfe die Tendenz nicht hervortreten. Lohr schlägt als vermittelnde Formel vor: Die von der Kunst auszuschließende Tendenz liegt nicht in der Wahl, sondern in der Bearbeitung des Stoffes. M. Ruth (augenscheinlich eine Frau) knüpft an diese Debatte an. Hier müsse „Wahrheit und Klarheit geschaffen und die Warnungstafel an dem alten ausgetretenen Wege

der berüchtigten Tendenzmanier aufgerichtet werden. Diese Tugendbolde- und Balsammenschenkultur ist die verderblichste Wucherpflanzart in dem sozialen Gebiete. Menschen sind es nicht, die in dieser Art Literatur auftreten, sondern Schatten.“ Die Sache sei von höchster praktischer Wichtigkeit, weil diese Art Lektüre die Jugend belüge, ihr ein falsches Bild der Welt male. Welche Art Menschen überwiege denn unter den Verkommnen? Die seien es, „die aus engen Verhältnissen unerfahren und unwissend in die Wirklichkeit, ins Leben treten und der Verführung geradezu in die Arme laufen mit ihrem guten Glauben“. Johann Schweifer stellt einige Leitsätze auf, unter andern: „Sujet für die Kunst ist jede wahre Idee, die künstlerisch darstellbar ist. Die menschlichen Ideen sind wahr, wenn sie aus den Objekten der idealen und der realen Seinsordnung als deren getreue Abbilder stammen. Daraus ergibt sich, daß alle sichtbaren Objekte der Kunst dienen können. Wenn nun auch alles Sichtbare dargestellt werden darf, so ist es doch nicht erlaubt, alles Dargestellte offen, zum Beispiel in Schauläden, auszustellen.“ Der Staat sei darum berechtigt, die Ausstellung gewisser Kunstwerke zu verbieten. Daß Kunstwerke, die nicht öffentlich ausgestellt werden dürfen, gar keine Kunstwerke seien, müsse ebenso bestritten werden wie etwa die Behauptung, gefährliche chemische Präparate seien wertlos. Unter den Sätzen, die von der richtigen Darstellungsweise handeln, lautet der wichtigste: „Es ist somit der Realismus insofern idealistisch, als er den Wert der Idee betont, und er ist insofern naturalistisch, als er die Bedeutung der zutreffenden körperlichen Darstellungsform der Idee nicht unterschätzt.“ Als abschreckende Beispiele verwerflicher Tendenzdichterei werden von einem andern Mitarbeiter der Jesuit Josef Spillmann und Conrad von Volanden charakterisiert, als wirkliche Dichter, die historische Stoffe behandelt haben, Conrad Ferdinand Meyer und Hebbel gerühmt. Der katholische Tendenzschriftsteller habe eine ganz eigentümliche Ansicht von der Weltgeschichte. „Von einem gewissen Zeitpunkte an ist für ihn die Geschichte auf Abwege geraten. Wo das Christentum siegt, da glaubt er noch an eine organisch-notwendige Entwicklung und an das Wirkliche als das Wahre und Gute. Ist aber das Christentum unterlegen, da hat die Geschichte einen Bruch erlitten, da ist es nicht mit rechten Dingen zugegangen; da ist die Entwicklung aufgehoben, und die Parole lautet: zurückschrauben auf den status quo ante. Ein solcher Bruch in der Geschichte ist die französische Revolution, und dem Tendenzschriftsteller schwellen die Hornesadern, wenn er ihrer gedenkt, als ob die Anechtung des Volkes, die Sittenlosigkeit der herrschenden Stände, die Verlotterung des ganzen Staatswesens im alten Frankreich für nichts zu achten wären. Dieser Entrüstung verdanken wir das neueste Werk von Josef Spillmann: Um das Leben einer Königin.“ Weiterhin heißt es: „So schreibt man Indianergeschichten. Einige Ähnlichkeit mit dieser Wonne unsrer Jugend hat übrigens das vorliegende Buch auch. Die Lorbeeren Karl Mays haben unsern Autor nicht schlafen lassen, . . . der ganze Eindruck des Spillmannschen Werkes

ist ein peinlicher; unter der flammenden Entrüstung glaubt man Schadenfreude über soviel Schlechtigkeit der Menschen durchschimmern zu sehen.“ Von Volandens sagt ein anderer Rezensent, er sei einer jener Eiferer, die ihrer Sache mehr schaden als nutzen. „Mit der Einseitigkeit des Fanatikers betrachtet er die Dinge und die Menschen. Wer nicht für ihn ist, der ist wider ihn, und wenn er nicht segnen kann, dann muß er fluchen.“

Über Gabriele d'Annunzio wird in einem Hefte scharf geurteilt, während ein andres einen Artikel von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm bringt, der für den allermodernsten Italiener schwärmt. Der erste Jahrgang der Literarischen Warte war in Quartformat erschienen; der zweite hatte Großoktav angenommen. Mit Beziehung darauf heißt es in einer Zeitschriftenschau: „Unsre Literarische Warte hat zu ihrem neuen Gang ein Gewand ähnlich dem der »Gesellschaft« angezogen. Kann und darf sie auch sonst den Spuren der modernen Schwester folgen?“ Die Antwort lautet: Ja, insofern, als die Leute der „Gesellschaft“ in Schaffen ihre Persönlichkeit auswirken wollen. Das müsse jeder Künstler wollen, auch der katholische. Und ein andres noch müsse man den Leuten von der „Gesellschaft“ lassen, daß sie etwas können. Die katholischen Schriftsteller aber bemühten sich, gleiches Können zu erringen, und mehrere hätten es schon errungen. „Mit Arbeiten solcher weit geförderter Künstlernaturen leitet die Alte und Neue Welt [ein in Einfiedeln erscheinendes illustriertes Familienblatt] ihren 35. Jahrgang ein: Sienkiewicz, Herbert, Coloma, Vingen.“ Von Gerhart Hauptmann wird anerkannt, daß er ein echter und tiefer Tragiker sei, Sudermann dagegen der Dichter der wildesten Sinnlichkeit genannt, einer Sinnlichkeit, die den Kranken verzehrt. An Flachsmann als Erzieher wird gerügt, daß die Personen zum Teil unwahr und die Vorgänge unmöglich seien. „Entweder mußte Otto Ernst ganz wahr bleiben und die Zustände unsrer Schulen schildern, wie sie wirklich sind — und dabei hätte er seine treffenden Wahrheiten ebensogut sagen können —, oder er mußte lauter solche Karikaturen zeichnen, daß jeder ernsthafte Vergleich mit der Wirklichkeit ausgeschlossen war.“ Hans Eschelbach tritt warm für den Volksgesang ein, beklagt die Degeneration des Volksgemüts, die Verdrängung des Volksliedes durch Tingeltangelcouplets und alberne Gassenhauer. Die Schule solle dem Verderben entgegenwirken — ohne sich durch die heut vielfach maßgebende übertriebne Ängstlichkeit fesseln zu lassen. „Die heranwachsende Jugend sieht ihre aufkeimenden Gefühle gern im Spiegel der Dichtung verklärt, und wenn man ihr die harmlosen Liebeslieder vorenthält, die die naive, keusche Volksseele hervorgebracht hat, so verdorbt sie sich Sitte und Geschmack mit obszönen, verlognen und abgeschmackten Straßenliedern.“ Carl Weitbrechts Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts wird als ein außerordentlich gediegenes Werk gerühmt; doch bemerkt der Rezensent: „Weitbrecht tut gut, wenn er jede katholisch gefärbte Kunst ablehnt, aber dann hätte er dasselbe in Beziehung auf die protestantische tun sollen.“ In einer Betrachtung über literarische Kritik erzählt Waltherr

Eggert, er habe bei einem Antiquar ganze Berge moderner Belletristik gefunden, meist tadellose neue Exemplare, teils gar nicht, teils nur vorn und hinten aufgeschnitten. Es seien lauter den Redaktionen abgekaufte Rezensionsexemplare gewesen. Man könne daraus auf die Gediegenheit der Rezensionen schließen. Übrigens aber: „Wir brauchen absolut keine wertbestimmende Kritik! Wenigstens in den Tageszeitungen nicht. . . . Der Rezensent soll sich darauf beschränken, dem Leser mitzuteilen, was der Autor sagt, was er will, welches seine Voraussetzungen, seine Probleme, seine Ziele sind.“

Mit sehr warmer Anerkennung sprechen verschiedene Rezensenten von Wilhelm Jordan, Bogumil Goltz, Gottfried Keller. Detlev von Liliencron wird herzlich zum sechzigsten Geburtstage gratuliert. Als Hauptverdienst Ibsens wird hervorgehoben eine Neuschöpfung, die in der ganzen Geschichte der Literatur nur ein Seitenstück habe. „Diese Neuschöpfung ist die moderne Problemkomödie, und dies Seitenstück ist die antike Problemkomödie des Aristophanes.“ Auffallend sei bei Ibsen die Kälte vieler seiner Hauptpersonen. In einer Zeitschriftenschau wird beistimmend berichtet, Dr. P. Expeditus Schmidt habe in der Allgemeinen Rundschau *) erklärt, nur auf nationaler Grundlage und in Gemeinschaft mit der Gesamtentwicklung könnten sich die Katholiken wirksam in der Literatur betätigen. Max Behr erzählt das Leben eines jung verstorbenen „Modernen“, Adalbert von Hanstein. Namentlich in den Stücken, wo er einer temperamentvollen Polemik gegen das orthodoxe Christentum freien Lauf läßt, müsse die Kunst der Tendenz weichen. „Hanstein sah nicht klar und nicht frei genug, um Person und Sache zu trennen. Gut ist an seinen Anklagen die ehrliche Überzeugung und die reine Absicht, unfein und unwahr dagegen die zornige Verallgemeinerung.“ Im Februarheft 1904 faßt L. von Roth das Ergebnis einer Betrachtung über den Stand der neuern katholischen Literaturbewegung in Deutschland in die Sätze zusammen: „Der Anfang zum Bessern ist gemacht. Die Entwicklung wird weiter gehen und vielleicht zu einem schönen Ziele führen. Daß sie nicht zu schnell vor sich gehe, dafür sorgt eine kräftige kunstfeindliche Reaktion. Aber auch die muß schließlich zum Nutzen ausschlagen: durch sie vertieft und läutert sich die Bewegung. Freilich ist bis zur Stunde nur ein geringer Bruchteil auch der gebildeten katholischen Kreise für künstlerisches Genießen reif geworden, aber es ist doch schon besser geworden und wird weiter besser werden.“

Carl Jentsch

*) Auch von dieser Zeitschrift habe ich einige Hefte durchgeblättert; sie scheint ein wenig ängstlicher in Beziehung auf den Glauben und die Sitten zu sein als die beiden andern hier ausführlich besprochenen Zeitschriften. In ihr hat Dr. Ludwig Kemmer seine Polemik gegen Georg Hirth und die Jugend veröffentlicht.

